

Boris Poplawski

**APOLL
BESOBRASOW**

Aus dem Russischen,
mit Anmerkungen und einem Nachwort
von Olga Radetzkaja

GUGGOLZ

Titel der Originalausgabe:
АПОЛЛОН Безобразов
(1926–1932)

Der Verlag bedankt sich für
die großzügige Unterstützung durch die
Mikhail Prokhorov Stiftung TRANSCRIPT
Programm zur Förderung von Übersetzungen
Russischer Literatur



Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds
für die großzügige Unterstützung ihrer Arbeit an der
vorliegenden Übersetzung

Dank an Hélène Menegaldo und John Kopper
für ihre wertvollen Hinweise

Erste Auflage Berlin 2019
  2019 Guggolz Verlag, Berlin

Guggolz Verlag
Gustav-Müller-Straße 46, 10829 Berlin
verlag@guggolz-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
Druck & Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Umschlag: Mirko Merkel
ISBN 978-3-945370-19-3

www.guggolz-verlag.de

INHALT

KAPITEL 1		
DAS DER VERSUCHUNG		
VORAUSGEHT	—————	5
KAPITEL 2		
IN DEM ICH ERSTE BEKANNTSCHAFT		
MIT DEM TEUFEL SCHLIESSE	—————	13
KAPITEL 3		
IN DEM ES NOCH EINMAL		
SO STARK REGNET	—————	29
KAPITEL 4	—————	42
KAPITEL 5	—————	62
KAPITEL 6	—————	107
KAPITEL 7	—————	114
KAPITEL 8	—————	131
KAPITEL 9	—————	147
KAPITEL 10	—————	156
KAPITEL 11	—————	175
KAPITEL 12		
IN DEM ALLMÄHLICH DAS SCHICKSAL		
AUF DEN PLAN TRITT	—————	180
KAPITEL 13		
IN DEM DIE SCHLANGE		
AUF DEM BAUM SPRICHT	—————	197
KAPITEL 14		
DAS AM GRUND EINES SEES SPIELT	—	204

KAPITEL 15	_____	213
KAPITEL 16	_____	235
KAPITEL 17	_____	254
KAPITEL 18	_____	266

ANHANG

ANMERKUNGEN	_____	276
EDITORISCHE NOTIZ	_____	284
»EINSCHIFFUNG INS ARMENPARADIES«		
NACHWORT VON OLGA RADEZKAJA	—	287
BIOGRAFIEN	_____	298

KAPITEL 1 DAS DER VERSUCHUNG VORAUSGEHT

*Oiseau enrôlé dans son vol, il n'a
jamais connu la terre, il n'a jamais eu d'ombre.*

Paul Éluard

Es regnete ohne Unterbrechung. Bald entfernte sich der Regen von der Erde, bald kam er ihr wieder näher, er brauste, er säuselte zärtlich; bald fiel er langsam wie Schnee, bald flog er in hellgrauen Wellen rasch vorbei und staute sich auf dem glänzenden Asphalt. Auch auf den Dächern und Simsens und auf den Mulden der Dächer regnete es, der Regen drang in die kleinsten Mauerspaltens und flog lange bis auf den Grund geschlossener Innenhöfe hinab, von deren Existenz viele Hausbewohner nichts wussten. Er fiel, wie ein Mensch über Schnee geht, majestätisch und monoton. Bald sank er tiefer, wie ein aus der Mode gekommener Schriftsteller, bald flog er hoch über der Welt dahin, wie jene unwiederbringlichen Jahre, da es noch keine Zeugen im Leben gibt.

Unter den Ladenvordächern kamen die nassen Menschen sich näher. Sie tauschten beinahe freundschaftliche Blicke, doch der Regen verriet sie, ließ nach, und sie trennten sich wieder.

Es regnete auch in den Parks und über den Vororten, und dort, wo die Vorstadt aufhörte und das eigentliche

Land begann, obwohl das unendlich weit weg war, so weit, dass man beim besten Willen nie hinkommen konnte.

Es schien auf der ganzen Welt zu regnen, alle Straßen, alle Passanten schienen verbunden in diesem grauen, leicht salzigen Gewebe.

Die Pferde trugen dunkle, durchnässte Gewänder, und die Bettler hatten, wie im alten Rom, ihre Köpfe mit Säcken bedeckt.

In den Seitenstraßen spülten Bäche Busfahrtscheine und Mandarinenschalen fort.

Doch es regnete auch auf die Fahnen der Paläste und auf den Eiffelturm.

Die grobe Schönheit des Weltalls schien sich im Regen aufzulösen und zu schmelzen wie in der Zeit.

In regelmäßigen Abständen nahm er zu und wieder ab, er dauerte und blieb und schien selbst sein eigener Stoff zu sein.

Doch wenn man sehr lange unbewegt auf die Tapete in seinem Zimmer oder die hellblaue Mauer des Nachbarhauses auf der anderen Seite des Hofes schaut, wird einem irgendwann bewusst, dass sich unmerklich Dämmerung in den Regen mischt, und die regenverhangene Welt taucht mit doppelter Geschwindigkeit darin ein und verschwindet.

Alles verändert sich in dem Zimmer hoch unterm Dach, das blassgelbe Licht des Sonnenuntergangs erlischt, und plötzlich wird es fast vollkommen dunkel.

Doch dann geben die Wolken den Rand des Himmels wieder frei, und eine neue, weiße Dämmerung erhellt das Zimmer.

Währenddessen vergehen die Stunden, die Angestellten kehren aus ihren Büros zurück, tief unten werden die

Laternen angezündet und ihr Widerschein beleuchtet geisterhaft die Decke.

Und weiter vergeht, hoffnungslos verliert sich die Zeit.

Unaufhörlich saugen die riesigen Städte Menschenstaub ein und atmen ihn wieder aus. Unzählige Blicke treffen sich, und immer will einer davon siegen oder ergibt sich, sinkt zu Boden, gleitet ab. Niemand wagt es, auf einen anderen zuzugehen, und tausend Träume zerstreuen sich nach allen Seiten.

Währenddessen wechseln die Jahreszeiten, und auf den Dächern treibt der Frühling Knospen. Hoch über der Straße wärmt er die rosa Quadrate der Schornsteine und die zarten grauen Blechoberflächen, an die man sich so gut anschmiegen kann, wenn man ganz allein ist, und die Augen schließen, oder in unbequemer Haltung von den Eltern verbotene Bücher lesen.

Hoch über der Welt, im Dunkel der Nächte, fällt Schnee auf die Dächer. Er ist anfangs kaum zu sehen, er sammelt sich, er liegt ruhig und gleichmäßig da. Er wird dunkler und schmilzt. Er verschwindet, bevor ihn ein Mensch gesehen hat.

Dann, fast gleichzeitig mit dem Schnee, kommt plötzlich, unverhofft und übergangslos der Sommer.

Gewaltig und lasurblau, entfaltet er sich majestätisch und schwebt über den Fahnen der öffentlichen Gebäude, über dem fleischigen Grün der Boulevards, über dem Staub und der rührenden Geschmacklosigkeit der stadtnahen Sommerhäuschen.

Dazwischen aber gibt es noch andere, seltsam durchscheinende, unklare Tage voller Wolken und Stimmen; sie leuchten ganz eigen und erlöschen lange, lange auf dem rosa Putz irgendwelcher fernen, kleinen Häuser. Das

Läuten der Straßenbahnen klingt eigenartig gedehnt, die Akazien verströmen schweren, süßen Leichengeruch.

Wie gewaltig ist der Sommer in den verlassenen Städten, wo alles halb geschlossen ist und die Menschen sich langsam, wie unter Wasser bewegen. Wie herrlich und leer ist der Himmel über ihnen, er gleicht dem Staub und Verzweiflung atmenden Himmel eines Felsengebirges.

Schweißüberströmt, kopfüber, fast bewusstlos trieb ich den gewaltigen Fluss des Pariser Sommers hinunter.

Ich lud Waggons aus, überwachte Maschinen mit rasend schnellen Triebrädern, tauchte hysterisch zuckend Hunderte und Aberhunderte schmutziger Restaurantteller in kochendes Wasser. Sonntags schlief ich in einem billigen neuen Anzug und Schuhen von unanständig gelber Farbe auf dem Gras der ehemaligen Befestigungsanlagen. Später schlief ich einfach auf Bänken, und wenn meine Bekannten zur Arbeit gingen, auf ihren zerwühlten Hotelbetten in der Tiefe grauer, heißer, tuberkulöser Zimmer.

Wie alle armen Leute rasierte und kämmte ich mich sorgfältig. In Bibliotheken las ich wissenschaftliche Bücher in billigen, mit idiotischen Unterstreichungen und Randbemerkungen übersäten Ausgaben. Ich schrieb Gedichte und las sie meinen Zimmernachbarn vor. Sie tranken billigen, gaslaternengrünen Wein und sangen falsch, aber mit unverhohlenem Schmerz russische Lieder, an deren Texte sie sich kaum mehr erinnern konnten. Danach erzählten sie Witze und lachten laut, eingehüllt in Zigarettennebel.

Ich war vor kurzem erst angekommen und hatte mich eben von meiner Familie getrennt. Ich hielt mich gebeugt, meine ganze Erscheinung trug den Ausdruck irgendeiner transzendentalen Erniedrigung, die ich, wie eine Hautkrankheit, nicht abschütteln konnte.

Ich zog durch die Stadt und von einem Bekannten zum nächsten. Obwohl ich auf der Stelle bereute, dass ich gekommen war, blieb ich sitzen und beteiligte mich mit beschämender Höflichkeit an den endlosen, matten und langweiligen, von Seufzern und Tee aus schlecht gespülten Tassen unterbrochenen Gesprächen der Emigration.

»Warum haben sie nur alle aufgehört, sich die Zähne zu putzen und aufrecht zu gehen, diese Leute mit den vergilbten Gesichtern?«, spottete Apoll Besobrasow über die Emigranten.

Schleppenden Schritts hatte ich meine Familie verlassen; mit schleppenden Gedanken hatte ich Gott, Würde und Freiheit hinter mir gelassen; mich von einem Tag zum nächsten schleppend, hatte ich mein vierundzwanzigstes Lebensjahr erreicht.

In jenen Jahren zerknitterten und verschoben sich die Kleider an mir von selbst, sie bedeckten sich mit Asche und Tabakkrümeln. Ich wusch mich selten und schlief gern in meinen Kleidern. Ich lebte in der Dämmerung. In der Dämmerung wachte ich auf einem fremden, zerwühlten Bett auf. Ich trank Wasser aus einem Glas, das nach Seife roch, und sah lange auf die Straße, während ich an einem vom Hausherrn weggeworfenen Zigarettenstummel sog.

Dann kleidete ich mich an, untersuchte lange und bekümmert meine Stiefelsohlen, stülpte den Kragen um und zog sorgfältig meinen Scheitel nach – Koketterie der Armen, die mit erbärmlichen Gesten wie diesen zeigen wollen, dass »im Grunde alles beim Alten« ist.

Vorsichtig schlich ich dann aus dem Haus, zu jener besonderen Stunde, wenn das riesige, sommerliche Abend-

rot noch glüht, ohne zu verbrennen, während die gelben Reihen der Laternen wie eine gewaltige Prozession schon den sterbenden Tag verabschieden.

Was war, metaphysisch betrachtet, denn eigentlich geschehen, nur weil man einer Million Menschen einige Wiener Sofas von fragwürdigem Geschmack und offensichtlich gefälschte Bilder wenig bekannter Künstler der niederländischen Schule weggenommen hatte, desgleichen Federbetten und Piroggen, die einen unweigerlich in einen schweren, todesähnlichen Mittagsschlaf versinken ließen, aus dem man tief beschämt wieder erwachte? »Sind sie nicht hinreißend«, sagte Apoll Besobrasow, »all diese verbeulten, verwaschenen Emigrantenhüte, die wie schmutziggraue, erschöpfte Filzschmetterlinge auf schlecht frisierten, kahl gewordenen Köpfen sitzen? Und die schüchternen rosa Öffnungen – Achillesfersen! –, die am Rand eines abgetretenen Schuhs aufblitzen, und die fehlenden Handschuhe, und der zarte, speckige Glanz der Krawatten? Wenn Jesus Christus in unserer Zeit lebte, würde er dann nicht auch ohne Handschuhe, in kaputten Schuhen und mit halbtotem Hut auf dem Kopf herumlaufen? Ist Ihnen nicht klar, dass Christus zweifellos an vielen Türen abgewiesen würde, dass er eine beginnende Glatze und schwarze Ränder unter den Fingernägeln hätte?«

Damals aber verstand ich all das nicht. Ich fürchtete mich zu Tode, einen Laden zu betreten, auch wenn ich genug Geld hatte. Wenn ich mit der Polizei sprach, wurde ich rot wie ein kleiner Gauner. Ich litt unter ausnahmslos allem, bis ich eines Tages die Grenze der Verelendung überschritten hatte und begann, meine zerfetzten, durchnässten Schuhe, die bei jedem Schritt ein schmatzendes

Geräusch von sich gaben, mit makaber-christlichem Stolz zur Schau zu stellen.

Besonders im Sommer war mir nun schon öfter alles egal. Ich aß auf offener Straße Brot und wischte mir nicht einmal die Krümel ab.

Ich las vom Boden aufgehobene Zeitungen.

Ich gab mich stolz, das Hemd über der schmalen, unbehaarten Brust weit aufgeknöpft, und begegnete den Vorübergehenden mit einem geistesabwesenden, schläfrigen Blick, der wie Überlegenheit aussah. Allmählich löste mein Sommerglück sich von jeder Hoffnung, und ich begann diese Hoffnungslosigkeit süß und den bürgerlichen Tod durchaus erträglich zu finden, manchmal schien mir gar eine gewisse bittere, geradezu antike Größe darin zu liegen.

Ich fing an, antike Posen einzunehmen, die Posen der schwachen, schmalschultrigen Stoiker, die unter der offenenherzigen, den Körper kaum verhüllenden altrömischen Kleidung sicher verblüffend gewirkt hatten.

»Auch die Stoiker haben sich nachlässig rasiert«, dachte ich, »nur gewaschen haben sie sich gründlich.«

Und einmal, allerdings nachts, badete ich direkt von der Uferstraße aus nackt in der Seine.

Doch all das fiel mir schwer.

Meine Seele suchte einen Menschen, dessen Gegenwart mich endgültig von Scham, Hoffnung und Angst befreien würde, und sie fand, was sie suchte.

Für mich und einige andere begann damals ein unseliges Armenparadies – und zugleich eine irrsinnige Furcht, jene schwarze, unterirdische Sonne wieder zu verlieren, die dort leuchtete wie der unfruchtbare Seth. Meine schwache Seele suchte Schutz. Sie suchte einen Felsen,

um in seinem Schatten auf die staubige, sonnige, hoffnungslose Welt zu blicken. Um einzuschlafen in diesem Schatten, inmitten der sonnigen Einöde, voll verrückter Dankbarkeit für einen sonnenwarmen Stein, der nicht einmal ahnte, dass sie existierte ...

Ich fand einen Menschen, für den es keine Vergangenheit gab, der die Zukunft verachtete und dessen Gesicht immer einer glühendheißen Landschaft zugewandt schien, wo sich nichts bewegte, wo alles schlief, alles mit offenen Augen träumte, alles sich selbst im Traum schlafend sah.

Apoll Besobrasow lebte ganz in der Gegenwart. Sie war wie ein goldenes Rad ohne Oben und Unten, das sich nur durch die Vollkommenheit der Welt drehte, ohne Zweck, außer Programm und gratis, und obenauf stand ein Unsichtbarer, der Welt entrückt durch sein ungeheures Glück.

In seiner Gegenwart versteinerte alles, als wäre er Gorgo Medusa.

Die Welt wurde zu einer gewaltigen, glühenden Steinlandschaft, einer jener Höllenregionen des Atlasgebirges, über denen Simon Magus durch die Lüfte flog. Aber er war nicht grausam. Er war vielmehr so abwesend, dass die kleinsten Gräser in seiner Gegenwart wachsen und Vögel auf seinen Armen sitzen konnten. Weit, weit weg war er, jenseits von Morgendämmerungen und Sonnenuntergängen, dort, wo Zeit und Ewigkeit, Tag und Nacht, Osiris und Seth, wo alle Lebenden, alle Toten und alle Zukünftigen, alle Hoffnungen und alle Stimmen zugleich anwesend sind und sich niemals trennen und nie verstummen, und von wo man mit Tränen in den Augen ins Leben herabsteigt.

KAPITEL 2

IN DEM ICH ERSTE BEKANNTSCHAFT MIT DEM TEUFEL SCHLIESSE

Manchmal wandert man durch die Stadt wie durch einen unberührten Wald. Hundert Tramgleise überquerend, an zahllosen Straßenecken innehaltend kam ich zum Fluss, entfernte mich, näherte mich wieder. Die Sonne stand schon tief über den braunen, hitzeverbrannten Bäumen der Uferstraße, über dem weichen lila Asphalt und den Herzen der Menschen, die bis zum Rand mit der warmen, vagen, herrlichen, hoffnungslosen Müdigkeit des Stadtdickichts gefüllt waren. Auf dem orangen Wasser, in einem kleinen Boot dicht am Ufer saß reglos eine Gestalt, die von der Brücke aus ganz klein aussah. Ich weiß nicht, wie lange ich dort stand, aber wann immer ich zu ihr hinsah, saß sie weiter still da, ohne den Kopf zu wenden oder ihre Haltung zu ändern, mit einer Sorglosigkeit und Beharrlichkeit, die mir erst unnütz, dann absurd und schließlich geradezu aufreizend vorkamen.

»Alle Angler sind Träumer«, dachte ich, doch dieser Mensch war gar kein Angler und hatte folglich keinerlei Rechtfertigung für seine provozierende Reglosigkeit. Schließlich, nach vielleicht einer Stunde geduldigen Hohns, bekam ich auf einmal Lust, hinunterzusteigen, ich wollte den Kerl zwingen, aufzustehen oder sich umzudrehen, oder ihm zumindest mit einem Blick klar machen, dass er kein Recht hatte, sich so zu benehmen.

Es sei denn, er wäre ganz und gar stumpfsinnig, oder er schliefe einfach, oder er wäre einer jener Bettler, die manchmal mit verblüffender Ausdauer in den unbequemsten Posen auf Parkbänken ausharren. Irgendwann verlor ich endgültig die Geduld und stieg nach unten, schritt wie ein Verschwörer verlegen über die großen Pflastersteine und ging auf den rätselhaften Menschen in dem Kahn zu, der an einer Eisenkette eine Elle vom Ufer lag und wohl schon seit Stunden kurz davor war, abzulegen, sich aber nicht vom Fleck rührte. Erst ging ich betont diskret an ihm vorbei, aber als ich sah, dass er mich gar nicht beachtete, blieb ich geradezu verzweifelt direkt vor ihm stehen und starrte auf sein willensstarkes Profil – eine Mischung von Zartheit und Grobheit, Schönheit und Hässlichkeit.

Sein Ausdruck wirkte auf den ersten Blick fast komisch, aber etwas daran konnte auch einem notorischen Witzbold das Lachen vergehen lassen. Es war vollkommen offensichtlich, dass dieser Mensch mich längst bemerkt hatte. Einen Moment lang schien er sogar kurz davor, mir den Kopf zuzuwenden, aber dann fand er offenbar, das Bessere sei der Feind des Guten, und fuhr mit bezauberndem Konservatismus fort, das üppig über den Himmel gebreitete Feuerhaar der versinkenden Sonne zu betrachten. Sein glattrasiertes Gesicht schien aus Kupfer geprägt, und in seinen Augen lag jener spezifische Ausdruck, den Leute von Welt haben – allerdings eher Frauen –, wenn sie etwas sehr wohl sehen, aber vorziehen, es zu übersehen. Schließlich nahm ich zwei Schritte Anlauf und sprang mit jener Leichtigkeit, die der hysterische Anfall verleiht, ins Boot. Diese seltsame Tat erklärt sich dadurch, dass seit einigen Minuten überhaupt alles sehr seltsam war, alles

schwamm auf dem offenen Meer der Außergewöhnlichkeit – einer Außergewöhnlichkeit, die sich gleichsam autonom und aus sich heraus entwickelte, wie die im Traum und im Reich der Erinnerung, denn auch hier geschieht alles Wichtige wie von selbst, getragen vom Wind der Vorbestimmung, des Schicksals, des Todes.

Der unbewegt Dasitzende lächelte schwach, als hätte er auf so etwas gewartet, blieb aber sitzen und streifte mich nur kurz mit jenem ausdruckslosen Blick, mit dem einem jemand bereitwillig, aber ironisch einen Platz anbietet. Sein Gesicht war jetzt deutlich zu sehen, es lag ganz im Licht des prachtvoll verlöschenden, erkaltenden Himmels. So gewöhnlich und zugleich so seltsam war es, so banal und so bemerkenswert, dass ich trotz seiner Undurchdringlichkeit eine ganze Weile darin versank – vor lauter Staunen hatte ich mich plötzlich beruhigt. Ich vergaß ganz, auf welche Weise ich ins Boot gelangt war.

Unter einer kunstvoll schief aufgesetzten grauen Kappe, die aus einem Fox-Film über das Leben der New Yorker Unterwelt hergeweht schien, blickten fest und gleichmäßig, ja gutmütig zwei nicht sehr große, weit auseinanderstehende blaue Augen hervor, an denen mir erst viel später eine bei Europäern äußerst seltene Besonderheit auffiel: Sie drückten rein gar nichts aus. Eben deshalb hielt ich sie zunächst für gutmütig: Man konnte ihnen absolut alles zuschreiben. Gebe Gott, lieber Leser, dass Ihnen die Begegnung mit dieser Art Gutmütigkeit erspart bleibt, denn unter Apoll Besobrasows Eigenschaften war gerade sie vielleicht die furchterregendste.

Irgendwann gab dieser Mensch seine bequeme Position zugunsten einer anderen, noch bequemeren auf – ich an seiner Stelle hätte wahrscheinlich eine Stunde gebraucht, um sie zu finden, und es dann höchstens fünf Minuten darin ausgehalten. Er stützte sich auf den linken Ellbogen und zog mit der rechten Hand eine Schachtel gelbe Zigaretten und ein Heftchen Streichhölzer aus der Tasche. Dann steckte er sich eine Zigarette an und warf das Streichholz über Bord, mit so sparsamen, kunstvoll schlichten Bewegungen, dass ich, obwohl in der Tiefe meines Herzens allmählich etwas eingeschüchtert, äußerlich von Neuem in heftige Wut geriet.

Da wandte Apoll Besobrasow den Blick von dem erhaltenden Himmel ab und sah mich spöttisch an. Seine Augen waren keineswegs die eines Hypnotiseurs, sie hatten keinen geheimnisvollen oder schmachtenden Glanz, keinen dunklen Schimmer; vielmehr drehten und wendeten sie sich gemeinsam mit seinem Gesicht, als wären sie nichts Lebendiges, sondern optische Geräte, wie die schönen, massiven Linsen einer Leuchtturmlampe. Dabei waren sie aber nicht glasig, ihre Transparenz war eher etwas getrübt, wie es bei Europäern in den Tropen oder bei Opiumrauchern vorkommt, ohne andererseits schläfrig zu wirken – sie schliefen weder, noch wachten sie. Es waren ganz gewöhnliche Augen, die nichts ausdrückten. Es waren ganz besondere Augen, wie ich sie noch nie gesehen hatte.

Apoll Besobrasow sah mich jetzt ziemlich lange an, und seine Betrachtung zerfiel offenbar in mehrere Phasen. Wahrscheinlich durchquerte mein Bild Licht und Schatten. Berufe und Weltanschauungen wurden ihm anprobiert und blieben nicht haften, denn Apoll Besobrasow, der sich nie in einem Menschen täuschte, schwankte

gern, er mochte es, gleichzeitig zu behaupten und zu negieren und widersprüchliche Ansichten über jemanden aufrechtzuerhalten, bis sich im dunklen Labor seiner Seele irgendwann abrupt ein deutliches, abgeschlossenes Urteil kristallisierte, das von da an unabweisbar und untrennbar mit diesem Menschen verbunden blieb, wie Aussatz oder die Narbe von einer Schusswunde. Das war Ausdruck seiner spezifischen, rein intellektuellen Moral, oder genauer, seines hochmoralischen Verhältnisses zu den eigenen Gedanken – er behandelte sie wie lebendige Wesen, denen gegenüber er vollkommen passiv blieb, weil er ihre Entwicklung nicht forcieren wollte.

»Was halten Sie von N.?«, fragte ich ihn einmal nach jemandem, den wir seit langem satt gehabt hatten und der inzwischen gestorben war, sodass er den Erinnerungen, die sich an ihn knüpften, ganz sicher nichts mehr hinzufügen konnte.

»Das kann ich nicht sagen, ich warte noch ab«, sagte er, als beobachtete er sich selbst wie eine Art Fluss oder Wasserfall, auf dem von irgendwoher etwas vorüberreiben müsste.

Doch von all diesen Wandlungen dessen, was ich für ihn war, ahnte ich erst viel später etwas; irgendwann wurde mir nämlich klar, dass Apoll Besobrasow mich behandelte, als wäre ich tatsächlich gleichzeitig dumm und klug, schwach und stark, ein Gegenstand seines liebevollen Interesses und unendlich weit von ihm entfernt. An jenem denkwürdigen Tag oder Abend aber schien mir seine Betrachtung völlig nutzlos zu sein, wie das Betrachten von Tapetenmustern, und deshalb kränkend – sein Blick war gleichmäßig, schlicht und von majestätischer Banalität, wie der Blick der Gioconda oder der von Glasagen in der Vitrine eines

Optikers. Es schien, als könnte man dem Dasein absolut nichts entnehmen mit so einem Blick, auch wenn Apoll Besobrasow, der seinem Gegenüber in keiner Weise zuhörte, in Wirklichkeit nur aus dessen kaum merklichen Hand-, Wimpern-, Knie- und Fußbewegungen auf den verborgenen Sinn seiner Worte schloss – auf diese Weise erkannte er untrüglich, was der andere eigentlich sagen wollte, oder vielmehr, was er verbergen wollte. Im Grunde war dieser Blick nicht einmal beleidigend, er gestand einem nicht das Recht zu, beleidigt zu sein, er glitt gleichmäßig dahin und verweilte, ruhte und ließ sich nicht wegwischen, wie der Lichtreflex eines Fensters.

Dann stand Apoll Besobrasow plötzlich langsam auf und warf mit der Geste eines Xerxes, der befiehlt, das Meer auszupeitschen, seine zur Hälfte gerauchte Zigarette ins Wasser; er nahm – auch dies mit schönen, sparsamen Bewegungen – seine Kappe ab, setzte sie wieder auf und zog sie tief in die Stirn, dann machte er Anstalten, aus dem Boot zu springen, überlegte es sich anders, zog es an der Kette zum Ufer und stieg in aller Ruhe aus, wobei er auf etwas ältliche Art das Knie beugte.

Er hatte die nicht besonders breiten, aber sehr geraden Schultern eines griechischen Jünglings und ungewöhnlich schmale Hüften, wodurch seine Silhouette an ein ägyptisches Relief oder einen amerikanischen Matrosen erinnerte. Er war ein ziemlich guter Leichtathlet, und sein Körper schien ganz aus gelbem Orangenbaumholz geschnitten, obwohl er nicht wie ein starker Mann aussah.

Nach ihm verließ auch ich mit einem ungeschickten Sprung das Boot (aus irgendeinem Grund war er an Land gegangen, ich dagegen sprang) und ging hinter ihm her, fest entschlossen

sen, ihm keinen Schritt von den Fersen zu weichen, bis er sich mit mir prügeln oder mich in seinen Kreis aufnehmen würde – einen unsichtbaren, gleichmäßigen Kreis, der ihn stets umgab, undurchdringlich selbst für die, die er in den Armen hielt oder ins Gesicht schlug. Nur im Gespräch mit ganz einfachen Menschen – Matrosen, Zirkusakrobaten, irgendwelchen Frauen – konnte dieser Kreis sich plötzlich auflösen, vielleicht weil er für sie gar nicht existierte. Dann wurde Apoll Besobrasow beinahe herzlich, denn soweit seine Kräfte und seine Trägheit es zuließen, bemühte er sich immer, seinen Beruf und seinen Bildungsstand zu verbergen, und wenn jemand, der ihn lange für einen sympathischen Einfaltspinsel gehalten hatte, plötzlich seine Meinung über ihn änderte, wurde er regelrecht wütend und ging auf Distanz. Er hatte die Gebärden der einfachen Leute – ihre Art, den Hut aufzusetzen, zu grüßen, eine Zigarette anzustecken – genau studiert und imitierte sie kunstvoll. »Wenn sogar Christus inkognito auf die Welt gekommen ist«, sagte er manchmal, »dann dürfen wohl auch wir einfache Sterbliche uns den unhöflichen, zudringlichen Blicken entziehen, mit denen man einen bekanntermaßen klugen Menschen betrachtet, der sich an einem Streitgespräch in seiner Gegenwart nicht beteiligt.«

Apoll Besobrasow ging mit leichtem Schritt voraus, aber plötzlich drehte er sich um und kehrte mit gerunzelter Stirn zum Boot zurück. In diesem Boot saßen wir dann noch etwa eine Stunde, und währenddessen erreichten meine Müdigkeit, meine Langeweile, mein Rivalitätsgefühl, mein Verlangen zu gehen und mein Verlangen zu bleiben, mein Verlangen, Apoll Besobrasow lächerlich zu machen und mit den Fäusten auf ihn einzuprügeln, einen solchen Grad, dass mir der Moment in seiner qualvollen

Zuspitzung unvergesslich bleibt. Apoll Besobrasow aber musste offenkundig etwas zu Ende denken, zu Ende spüren, er hatte mich vollkommen vergessen und war ganz in die Betrachtung des Wassers und des Himmels versunken, die sich unentwegt wandelten, sich grün, blau und blutrot färbten und doch unverändert blieben.

Entlang der Uferstraße gingen langsam, wie eine Trauerbeleuchtung im Regen, die grünen Gaslaternen an. Autos glitten vorbei, Lastwagen dröhnten, die staubigen Bäume wiegten sich im Takt einer jaulenden fernen Musik. Es war der Abend des 14. Juli, hier und dort knallten schon Feuerwerkskörper, Kinder kreischten, und über dem Fluss ging der Mond auf – vielleicht war es das, worauf Apoll Besobrasow gewartet hatte. Riesig und von trübem Orange, wie eine in die dunstige Atmosphäre eingetauchte, der Erdanziehung erlegene Sonne, eine betrunkene, eine falsche Sonne, blickte er aus seinem pupillenlosen, noch warmen Auge herab und presste sein kolossales Gewicht auf das warme Blechdach und die flachen Inseln in der Ferne. Dann stieg er höher und strahlte heller und streckte uns eine weiße Lichtbahn übers Wasser entgegen, zitternd wie die Hände des Patienten, der von einem Anfall erwacht.

Währenddessen tönte vom anderen Ufer leises Knallen herüber, die phantastischen Formen des Feuerwerks wuchsen sich zu niedrigen Büschen aus und fielen in sich zusammen, leuchteten auf und erloschen. Leise stiegen die Raketen über dem Fluss auf, sie platzten und verblühten und ließen graue, verbrannte Doubles in der Luft zurück. Schließlich ertönte die letzte Explosion, konfus wie ein Auftauchen aus dem Schlaf, und schon hörte man deutlich das Singen der Trompeten und Geigen, das Jaulen der Klarinette und den schnellen Totenglockenschlag des Beckens. Der

Himmel war jetzt tiefblau, das Wasser schwarz, der Mond weiß, und unsere Gesichter dunkelgrau. Apoll Besobrasow begann plötzlich mit den Armen zu rudern, als müsste er sich von etwas freischwimmen; dann ging er routiniert zu einem wohligh-müden Recken und Strecken über, wir erhoben uns, gingen an Land und stiegen die Brücke hinauf.

Wie Don Quijote und Sancho Pansa, wie Dante und Vergil, wie zwei Feinde, wie zwei Freunde, wie zwei banale Passanten gingen wir durch menschenleere Straßen, über menschenleere Plätze und Boulevards, bis wir plötzlich in eine tanzende Menge gerieten; als die Musik unvermittelt abbrach, stoben die ausgelassenen, erhitzten Tänzer auseinander und starrten uns mit halbgeöffneten Mündern an, als suchten sie irgendeine Bestätigung, vermutlich dafür, dass heute ein Feiertag und alles gut war, und da sie keine fanden, wandten sie sich gleich wieder ab. Die Musiker sahen immer röter und fröhlicher aus, je tiefer sie in die Nacht tauchten, sie schienen mit jeder Minute dicker zu werden. Sie tranken, schnauften, verschütteten ihr Bier. Sie blähten sich auf und spielten weiter, mit unglaublicher Anstrengung und Ausdauer. Selbst ein Pferd hätte geweint vor Müdigkeit, es hätte abgewinkt und wäre davongetrabt, aber sie spielten immerfort, obwohl sie aussahen, als müssten sie jeden Moment tot umfallen. Manchmal kam es zu einem Krieg zwischen zwei Ensembles, die einander zu übertönen versuchten: Im einen gab es Posaunen und Saxophone, im anderen nur fade alte Männer, die möglichst viel Lärm zu machen versuchten; natürlich siegten die ersten.

Bald erreichten wir den Boulevard Saint-Michel und näherten uns, wie zwei Verschwörer, langsam Montparnas-

se, wo die internationale Bohème, die für Frankreich fast durchweg nur Verachtung übrig hat, den 14. Juli am lautesten und fröhlichsten feiert. Doch Apoll Besobrasow und ich waren an dieses Schauspiel längst gewöhnt; wir fanden einen biernassen Tisch am äußersten Rand der Tanzenden und der Nacht und nahmen gelassen Platz, um den fremden Tänzern zuzusehen.

Apoll Besobrasow rief einen Kellner herbei, der überraschenderweise gehorchte, und bestellte einfachen Weißwein – in dieser ganzen kurzen Sommernacht trank er nichts anderes.

Er trank sehr viel, ohne das Gesicht zu verziehen oder zu blinzeln, und wurde offenbar schnell betrunken. Um elf Uhr abends schien er im Vollrausch, gegen eins wieder nüchtern, und um zwei waren seine Augen rosa vom Alkohol; seine erhobene rote Hand hatte sich selbständig gemacht und bewegte sich langsam und gezielt unrhhythmisch durch die Luft. Als er mir restlos betrunken schien, fragte ich ihn unvermittelt spöttisch:

»Wie alt sind Sie eigentlich?«

Sofort hielt er die Hand still – ich hatte nicht geglaubt, dass er das noch könnte – und sagte vollkommen klar und gleichgültig:

»So alt wie Sie.«

Nach diesen Worten begann er wieder zu winken, und wieder gegen den Takt. Offenbar war ihm gerade das angenehm, obwohl es sehr schwierig war, denn in dieser schwülen, späten Nacht schienen selbst die Häuser und Bäume sich in Musik und Wollust aufzulösen, sie schwangen mit den Menschen im Rhythmus der erhabenkitschigen Orchestermusik wie eine einzige bunte, gallertartige Masse.

Sogar der warme Asphalt schien sich unter dem Klang zu heben und zu senken; Apoll Besobrasow war der einzige, der sich noch dagegen wehrte, doch plötzlich hörte auch er auf zu winken, erhob sich, ging auf gummiweichen Beinen zwischen den Tanzenden hindurch und verlor sich in der Dunkelheit. Fünf Minuten später kehrte er zurück, umringt von Leuten, die ihm auf die Schulter klopfen und krakeelten und sangen – anscheinend waren das seine Freunde, und er wusste genau, wo er sie finden konnte.

Auch mir wurde gleich auf die Schulter geklopft, und beinahe wäre ich sogar geküsst worden von betrunkenen Mündern, an denen braune Tabakkrümel klebten.

Die Runde grölte sehr fröhlich einige sehr zarte, sehr traurige Lieder. Dann wettete Apoll Besobrasow mit einem blassen siebzehnjährigen Jüngling im Konfektionsanzug, auf dessen vollen Lippen ein unpassendes hilflos-zärtliches Lächeln lag, wer von ihnen über mehr Stühle zugleich springen könnte. Sie stellten erst einen, dann zwei Stühle auf die Mitte der Straße, und beide übersprangen das Hindernis, dann kam ein dritter Stuhl dazu, und Apoll Besobrasow sprang darüber, während der Jüngling beim Aufkommen schmerzhaft auf dem Hosenboden landete, das aber nicht bemerkte, weil er völlig betrunken war.

In seiner maßlosen Grausamkeit forderte Apoll Besobrasow ihn auf, über vier Stühle zu springen. Als die Reihe stand, begann das Publikum sich darum zu scharen, denn eine Hürde dieser Länge war für einen Betrunkenen tatsächlich so gut wie unmöglich zu überspringen.

Der Jüngling nahm Anlauf und stoppte abrupt ab, als wäre er plötzlich zu sich gekommen, dann trat er wieder zurück, aber ein zweites Mal ließ Apoll Besobrasow ihn nicht anhalten. Mit einem seltsamen Schrei feuerte er ihn

an, der Jüngling drückte sich wie im Traum vom Boden ab und stürzte mitten in das Gewirr aus gelbem Metall und zerbrochenen Gläsern. Ohne ihn eines Blickes zu würdigen, stellte Besobrasow die Stühle wieder auf und nahm lächelnd seine Kappe ab.

Ich hatte schon bemerkt, dass er das nur zu seltenen Anlässen tat, und dann wurde er regelrecht gefährlich. Er trat ziemlich weit zurück, dann noch ein Stück, dann noch einmal ein Stück, was ungeschickt war, der Anlauf war jetzt zu weit; ich sah, wie seine Oberlippe sich etwas hochzog und eine gleichmäßige Zahnreihe bloßlegte, und plötzlich gab er sich einen Ruck und rannte los; der Anlauf war wirklich zu weit, als er an mir vorbeikam, hatte er das offenbar erkannt und sein Tempo etwas gedrosselt, aber da war er nur noch fünf Schritte von den Stühlen entfernt. Es schien, als würde er gleich stehenbleiben, aber stattdessen gab er einen seltsamen Laut von sich, eine Art Ächzen, in dem maßlose Schadenfreude und wilder Triumph lagen; auf den letzten drei Schritten flog er fast, dann sprang er ab, zog die Beine dicht an den Kopf – und übersprang das Hindernis, er streifte nur die Lehne des vierten Stuhls, fiel auf die Hände und überschlug sich buchstäblich, kam aber gleich wieder auf die Füße und lachte so unverhohlen zufrieden los, dass wir unwillkürlich alle verstummten.

Danach saß Apoll Besobrasow vollkommen still da, während auf seinem Gesicht noch der helle, bizarre Widerschein der eben durchlebten extremen Willensanstrengung lag. Er schien den Moment der Ruhe zu genießen, und nur ab und zu spuckte er das Blut aus seinem aufgeplatzten Zahnfleisch, das sich in seinen Mundwinkeln sammelte, in hohem Bogen auf die Straße.

So endete mein erster Versuch, mir eine feste Meinung

über ihn zu bilden und ihn in eine bestimmte Kategorie einzuordnen – die des einsamen Philosophen zum Beispiel – ebenso kläglich wie viele weitere. Apoll Besobrasow, an den ich mich schon zu gewöhnen begonnen hatte, den ich mit jenem Besitzerblick betrachtete, den wir auf alles vermeintlich Verständliche werfen, rückte plötzlich in eine urzeitliche Finsternis, und genauso geschah es auch später immer dann, wenn ich mir eine bestimmte Vorstellung von ihm zu machen versuchte, so als wollte ich mich in seiner Gegenwart auf einem Stuhl niederlassen.

In Apoll Besobrasows Gegenwart konnte man es sich nicht bequem machen, seine Persönlichkeit ließ das nicht zu, sie hielt sein Gegenüber in jener ununterbrochenen, süßen Anspannung, aus der die wunderbare Idee der reinen Möglichkeit hervorgeht. Das innere Schicksal, dem die Seelen noch mehr unterworfen sind als die Körper dem äußeren, existierte für ihn nicht. Seine Gefühle von gestern verpflichteten ihn heute zu nichts. Wenn ich eine Zeit lang fortgewesen war, erkannte ich ihn anschließend oft fast nicht wieder, selbst sein Gang veränderte sich, selbst der Klang seiner Stimme. Apoll Besobrasow lange zu kennen hieß, einer ebenso langen und abwechslungsreichen, unsagbar wundervollen Theatervorstellung bei-zuwohnen – man saß vor einer Bühne, auf der die Farbe der Wolken ständig wechselte und die Flüsse sekundlich ihre Richtung änderten; Leute gingen vorüber, lächelten, sagten schöne, seltsame und weitgehend sinnlose Dinge; sie begegneten sich und gingen wieder auseinander und kehrten niemals zurück, denn Apoll Besobrasow war umgeben von den Figuren seiner Träume, die er nacheinander in sich verkörperte, und doch blieb er selbst unveränderlich präsent, gleichsam außerhalb seiner Seele – oder

genauer gesagt war nicht er präsent, sondern ein anderer, der in ihm schlief und träumte und scherzend Gestalt annahm in seinen Träumen, und dieser andere hielt mich in seinem Bann, auch wenn ich oftmals stärker war als der jeweils jüngste Doppelgänger.

»Wann wird der Schlafende erwachen?«, fragte ich mich und spürte doch deutlich, dass das nie geschehen würde, dass wir alle für ihn nicht realer waren als ein Traum, den man noch im Schlaf als Traum erkennt, also so unreal wie nur möglich.

Es war, als stünde er immer außerhalb seiner selbst, oft unterbrach er sich wie ein Schauspieler, der sich im Text geirrt hat, und verwandelte sich in sein Gegenteil, und dann ins Gegenteil des Gegenteils. Dieses neue Gegenteil war aber nicht sein ursprüngliches Ich, sondern ein dritter Zustand: So kehrt der Geist in der Minute des Todes endgültig zu sich zurück – zu sich, doch nicht in sich, denn das Ich des Menschen umfasst in diesem Moment nichts, es wird vielmehr umfasst, es umgibt nicht, wie eine Atmosphäre, sondern ist selbst umgeben von unserem Dasein – eine goldene Insel, eine Insel im Sonnenuntergang, eine Insel des Todes.

Allmählich ließ Apoll Besobrasows Erregung nach, seine Augen kühlten ab und wurden wieder zu dem, was sie gewöhnlich waren. Die wilde Willenskraft in seinem Inneren ebte ab, seine Haltung verlor an Spannung, und er sackte etwas auf dem Stuhl zusammen.

Einen Moment lang dachte ich, er wäre eingeschlafen, und er schlief auch wirklich eine Sekunde; seine Hand stützte automatisch den sonst so leicht getragenen Kopf, und über seine Lippen kroch wie eine blinde Schlange langsam ein abscheuliches, erschrockenes Lächeln. Gleich

darauf war er wieder wach, trank hellgrünen Wein, der dichtem Nebel glich, rauchte eine Zigarette nach der anderen und hüllte sich in blaue Schwaden, denn Apoll Besobrasow inhalierte nicht, und der Rauch aus den Nüstern eines nicht inhalierenden Menschen ist nicht gelbgrau, wie normalerweise, sondern blau.

Nachdem ich den äußersten Punkt des Rausches für diese Nacht hinter mir gelassen hatte, wurde auch ich allmählich wieder nüchterner, und aus dem farbigen Dunst, der uns umgab und seinerseits von schwarzem Dunst umgeben war, lösten sich einzelne Tanzende, Tische voller Erdnusschalen, ungewöhnlich rote und ungewöhnlich bleiche Gesichter über verknitterten, im Lauf der Nacht schwarz gewordenen Kragen.

Mir war übel und ich war müde, und dann wurde mir ganz und gar übel und ich ging ins *lavabo*.

Endlich wurde es hell. Der Osten färbte sich gleichmäßig blau, und über den Köpfen der Tanzenden erloschen in der Ferne langsam die grünen Sterne der Laternen.

Über dem Bahnhof von Montparnasse stand die hellfingrige Venus, und der Himmel, kurz vorm Erwachen, wurde rosa. Auch innerlich erwachte etwas, verstummte, blühte auf. Das Gesicht meines Gegners war jetzt beinahe schön, im unsicheren Morgenlicht zogen blaue und violette Reflexe darüber hinweg.

Müde und seltsam unentwegt, sah es ganz anders und viel weicher aus als in der Nacht. Es war nachgiebig geworden, meinte aber nichts Bestimmtes damit. Es blieb leblos: das Gesicht eines vollkommen fremden Menschen. Tiefer Schlaf lag auf ihm wie ein waches, wechselhaftes Licht. Physisch träumte es, verzog sich langsam zu einem

Stirnrunzeln, einem Lächeln, aber der Geist, der in ihm lebte, nahm daran sichtlich keinen Anteil.

Es war ein neuer Traum, der den vorangegangenen weder erklärte noch aus ihm hervorging. Das Vergangene hinterließ keinerlei Spuren auf diesem Gesicht. Es schien, als hätte der violette Regen der Morgendämmerung die Erinnerungen der Nacht restlos davon abgewaschen, und jetzt sah es starr und sogar ein wenig verwundert vor sich hin.

Plötzlich stieg aus der Tiefe, physisch spürbar wie Brechreiz, eine Welle heftigsten Mitleids mit diesem Unbewegten in mir auf. Ich rang nach Luft, legte den Kopf auf den Tisch und begann bitterlich zu weinen. Und da erhob das verschwimmende, sich verdoppelnde Bild die Stimme. Sie klang lieblich, heiter und ruhig.

»Wer wird denn weinen bei so einem schönen Wetter. Gehen wir lieber schlafen. Sehen Sie, die Sonne geht auf, alles macht sich bereit, das ist die beste Zeit zum Schlafen. Man liegt da und streckt einen riesigen, schmutzigen Fuß unter der Decke hervor ... Oder man wäscht sich mit heißem Wasser. Es tut furchtbar gut, sich heiß zu waschen nach einer durchgemachten Nacht, man wird wieder jung und ganz munter, und dann schläft man urplötzlich ein wie ein Stein.«